



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands**

**Eichendorff, Joseph von**

**Paderborn, 1857**

Platen.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-11534**

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,  
 Der Töne ganze Macht lockt er hervor,  
 Er singt die Lust, für's Vaterland zu streiten,  
 Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,  
 Und wie er flatternd das Panier der Zeiten  
 Sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor,  
 Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,  
 Und legt die Leier thranend aus den Händen."

### Platen.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung in der Literatur, daß neue Töne, welche krankhafte Verstimmung oder tieferlebte Noth irgendwo stark angeschlagen, von Andern unter ganz verschiedenen Bedingungen, absichtlich oder unbewußt, als eigene Erfahrung aufgegriffen und mit gewissem Behagen ästhetisch ausgebildet werden. Und so finden wir auch die innere Ungenüge, die Kleist's Poesie und Leben zerstörte, bei Platen als den eigentlichen Zweck und Glanzpunkt seiner Dichtungen wieder.

August Graf von Platen (1796—1835) schweifte, wie Kleist, unbefriedigt von Land zu Land. Von Unmuth über persönliche Verhältnisse, wie es scheint, aus der Heimat vertrieben, flüchtete er schon früh nach Italien. Allein in Florenz lernte er, „mehr und mehr Zukunft im Herzen, nur der kalten Mitwelt entsagen.“ Rom mit seinen stolzen Villen, unverwelflichen Alleen und ewig platschernden Springbrunnen scheint ihm „wie auf der Seele zu lasten.“ Vergebens flieht er immer weiter; in Calabrien, in dem heiteren Neapel, in dem prächtigen Palermo wieder, nach kurzer Rast, schon wieder

melancholisch, erinnert er somit an den Mann im Märchen, der, um den Hauskobold loszuwerden, seine Wohnung hinter sich verbrennt, unter dem geretteten Hausgeräth aber den Kobold unversehens mit fortträgt. — Endlich, in immer wachsender Reizbarkeit, fast schon ein Sterbender, von der Cholerafurcht von Stadt zu Stadt gejagt, endigt er durch eine eigenmächtige Selbstkur, womit er der Seuche zu begegnen meint, in Syrakus sein unerfreuliches Leben.

So augenfällig aber dieser Lebenslauf dem Kleist'schen gleicht — auch Platen war ursprünglich Offizier und mehr oder minder Autodidakt — so durchaus verschieden ist doch bei Beiden der innere Gehalt dieses Lebens. Während wir bei Kleist den Schatten des finstern Dämons nur unwillkürlich seine poetischen Gestalten verdüstern sehen, stellt Platen seinen Schmerz als ein Kunstwerk öffentlich aus, und was dort nur als verhaltener Schrei erschütternd ausbricht, wird hier mit allerlei Variationen künstlich in Noten gesetzt. Sehr natürlich; denn bei Kleist handelt es sich überall um Dinge, die gar wohl ein Menschenleben aus seinen Angeln heben können: um Vaterland, Ehre und eine ungeheuere, in sich selbst zusammenstürzende Zeit — bei Platen aber, wenn wir tiefer auf den Grund sehen, nur um kleinliche Interessen verletzten Autorstolzes.

Seinen Unmuth haucht er in zahllosen, oft rührenden Weisen aus:

„Wem Leben Leiden ist, und Leiden Leben,

Der mag nach mir, was ich empfand, empfinden;

Wer augenblicks sah jedes Glück verschwinden,

Sobald er nur begann darnach zu streben;

Wer je sich in ein Labyrinth begeben,

Aus dem der Ausgang nimmermehr zu finden,

Wenn Liebe darum nur gesucht zu binden,  
Um der Verzweiflung dann ihn hinzugeben;

Wer jeden Blich beschwor, ihn zu zerstören,  
Und jeden Strom, daß er hinweg ihn spüle  
Mit allen Qualen, die sein Herz empören,

Und wer den Todten ihre harten Pfühle  
Mißgönnt, wo Liebe nicht mehr kann bethören,  
Der kennt mich ganz, und fühlet was ich fühle."

Dieser Unmuth steigert sich häufig bis zur ungeduldigen  
Todeslust:

„Soll ich ewig plagen mich und placken?  
Nächt mir endlich meinen Leichenlacken!

Wer nicht kriechen will und hündisch wedeln,  
Bette früh sich bei den Todenschädeln.

A und D von dieses Lebens Psalter,  
Trübe Jugend sind's, und trübes Alter.

Solchen Tanz, ich dau' ihn nimmermehr aus,  
Fiedler Tod, o spiel' uns doch den Kehraus!"

Aber während Kleist, wo er auch immer umherschweifste, mit  
aller Blut der Seele sich nach Deutschland zurücksehnte und  
nur dessen Schmach und Unglück sein treues Herz zernagte,  
freut sich Platen, am fremden Strande fremde Lüfte athmen  
zu können, fern von der Heimat,

„Wo mir zerrissen sind die letzten Bände,  
Wo Haß und Undank edle Liebe lohnen,  
Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!"

Wir fragen mit Recht endlich ungeduldig nach dem Entsetz-  
lichen, das einen jungen Dichter ereilen konnte, der, unab-  
hängig nach Herzenslust soeben das schöne Italien durchzog?  
Der Dichter selbst läßt uns nicht lange im Zweifel darüber.

Wir begegnen nämlich zunächst mit fast schreckhaftem Erstauen einem, bis dahin wohl noch niemals so bloßgestellten, monströsen Selbstgefühl, das uns bei aller Theilnahme, die wir keinem Unglücklichen versagen möchten, oft in seinen schönsten Gedichten unwillkürlich verstimmt. — Aus Vielem hier nur Einiges. So sagt er von seiner „verhängnißvollen Gabel“: „Es freut mich wenigstens, dieses Lustspiel als eine Art von deutschem Muster in dieser Gattung hingestellt zu haben, an welchem die Aesthetiker, was das Wesen des Komischen betrifft, lange Zeit lernen können.“ — Er schreibt ferner sich selbst folgende Grabschrift:

„Ich war ein Dichter, und empfand die Schläge  
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;  
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,  
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,  
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,  
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,  
Die dauernd sind, wosfern ich recht erwäge.

Gefänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,  
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen  
In einem Styl, den Keiner übertrossen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,  
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,  
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.“

„Es werden Spätre meinen Geist in Eden  
Beschwören und entschuldigen und sagen:  
Er dachte groß, wie konnt' er kleinlich reden?“

Dieser Miston wird keineswegs gelöst, wenn er auch später,  
mit sophistischer Auslegung, sagt:

„Wie? mich selbst je hätt' ich gelobt? Wo? Wann? Es entdeckte  
Irgend ein Mensch jemals eitle Gedanken in mir?  
Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, welcher besucht' mich,  
Nicht mein sterbliches, mein flüchtiges, irdisches Nichts!  
Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,  
Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Gast.“

Es konnte nicht fehlen, dieses maßlose Selbstgefühl, wo-  
zu ihn weder Talent noch Gesinnung berechtigten, das dem-  
nach in der erträumten Bedeutung nie anerkannt werden  
konnte und daher sich überall verkannt und verlegt wähnte,  
wurde der Dämon, der den nervenschwachen Poeten fieberhaft  
durch's Leben stachelte. Darum entsagt er voll Bitterkeit dem  
undankbaren Vaterlande:

„Es war ein allzu jugendlich Beginnen,  
Daß ich, wie Joseph, meinen Traum verkündet;  
Draus hat sich mir der Brüder Neid entsponnen,  
Die gern mich würfen in den tiefsten Brunnen.

Doch bis hierher, zu weit entferntem Strande,  
Kann Lieb und Haß den Dichter nicht beschreiben!  
Hier mag er weilen, unzerstreut vom Lande,  
Bom Wirwarr deutscher Klatschereien;  
Er konnte hier, in einem Zauberlande,  
Die bange Brust von jedem Schmerz befreien:  
Es steht bei dir, ihm vorzuziehn Lappalien,  
Du nordisch Volk, ihn aber schützt Italien!“

Und anderswo:

„Wann einst der Unfug dieser Lügengeister  
Sedwed'es Maß phantastisch überschritten,  
Dann werdet ihr, wiewohl zu spät, mich bitten  
Und rufen dann die Kunst und ihren Meister:

O würde jener wieder uns gesendet,  
Der uns den Pfad des Aethers wollte zeigen,  
Doch seine Seele hat sich abgewendet!

Nie wird er mehr die Alpen übersteigen,  
Und sein Geschäft ist unter uns vollendet!  
Ja, meine ganze Rache sei das Schweigen!"

Allein es blieb nicht bei dieser stolzen Rache. — Arnim vergleicht irgendwo die bösen Launen, die so trübsinnig über den Gemüthern hängen, mit den schweizerischen Schneelavinen; ein vorüberfliegender Vogel, ein zu laut ausgesprochenes Wort, und sie stürzen verschüttend über Freund und Feind hernieder. So brachte auch hier ein kleines, gegen Platen gerichtetes Xenion Immermann's, das Heine in seine Reisebilder aufgenommen:

„Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras  
fehlen,  
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Gaselen“,

plötzlich jene geistige Krankheit des empfindlichen Dichters zum völligen Ausbruch. Immermann schien die Sache längst wieder vergessen zu haben, denn er ehrte Platen's später erschienene Gedichte und suchte sogar in persönlichen Verkehr mit ihm zu treten. Da schrieb dieser seinen Oedipus, ein Lustspiel, worin Immermann als Nimmermann, einem größtentheils unverdienten, jedenfalls unwürdigen Spotte preisgegeben wird. Allerdings ist der ganz persönliche Streit hier in's Allgemeine gezogen, indem er als Krieg der poetischen Wahrheit gegen das verkehrte Treiben der damaligen Tragödien überhaupt sich geltend macht, und Immermann gleichsam nur beiläufig der Repräsentant aller wirklichen oder eingebildeten Misere sein soll. Aber die gallbittere Gereiztheit hat Alles gelb gefärbt, und läßt nirgend jenen unbefangenen Humor aufkommen, der z. B. in Tieck's Komödien die Schlechtigkeit, weil er uns heiter über sie hebt, vernichtet und die Gegner zu todt lacht. Im Oedip vielmehr wird Alles, was damals

in der Heimat berühmt war, bei Namen genannt: Raupach, „der schmiert ein Trauerspiel im Katzenjammer“, Souwald, „ein alter Mensch, doch ähnlich einem jungen, ein Abschütz von gereiften Jahren“, Heine, „der Menschen Aller- unverschämtester, dessen Küsse Knoblauchgeruch absondern“ u. s. w. Ja zuletzt bricht der verlegte Autorstolz in fast wahn sinnige Begeisterung des Hasses aus, indem er den Verstand zu Nimmermann sagen läßt:

„Und kraft der Vollmacht, welche mir die Kunst verlieh,  
 Und kraft des Scherzes, welchen ich bemeistere,  
 Der unter meinen Händen fast erhaben klingt,  
 Als wär's der Andacht hoher Ernst, und kraft der Kraft  
 Zerför' ich Dich, und gebe Dich dem Nichts anheim!  
 Zwar wäre Dich vernichten eine kleine That;  
 Allein gesalbt zum Stellvertreter hab ich Dich  
 Der ganzen tollten Dichterlingsgenossenschaft,  
 Die auf dem Hackbrett Fieberträume phantastirt,  
 Und unsre deutsche Heldensprache ganz entweicht;  
 Ja, gleich wie Nero wünscht' ich euch nur ein Gehirn,  
 Durch einen einz'gen Wischeshieb zu spalten es,  
 Um aller Welt zu zeigen eine taube Nuß,  
 Mit ungenießbar'm Floskelmoder angefüllt.  
 Verstumme, schneide lieber Dir die Zunge weg,  
 Die längst zum Aerger dient Vernünftigen!  
 An deiner Rechten haue Dir den Daumen ab,  
 Mitsammt dem Fingerpaare, das die Feder führt:  
 An Geist ein Krüppel, werde bald es körperlich!“

Worauf Nimmermann vom Publicum mit den Worten abgeführt wird:

„Lieber, komm! Ich führe jetzt,  
 Um Ruße Dir zu schaffen, Dich an jenen Ort,  
 Den Britten Bedlam heißen, Deutsche Narrenhaus.“

Aber der Haß ist ein trockener, bleicher, häßlicher Gesell, der sich in schönem Festgewande nur um so widerlicher

ausnimmt. Und wie denn die Kunst überhaupt das Besondere hat, daß sie nächst Gott allein in gesundem Herzen wohnen mag, so hat auch hier der ungezügelte Hochmuth sich mit ihr nicht recht vertragen wollen, und unseren Poeten, bei all' seinem bewunderungswürdigen Formensinn, doch eigentlich nur zu einem negativen Dichter gemacht, der die besten Kräfte ruhelos in parodistischer Polemik verbrauchen mußte.

Mit gerechter Entrüstung dagegen ist die Verdächtigung unsittlicher Verirrungen zurückzuweisen, die erst von Ludwig Robert leise angedeutet und dann durch Heine hämisch weiter ausgesponnen wurde, weil Platen in seinen Sonetten, nach dem Vorgange Shakespeare's, die männliche Schönheit gefeiert. Er steht hier, wie überall, rein und fern von aller modernen Lüsterheit — an sich schon die schlagendste, thatsächliche Widerlegung, wenn er auch in seinen „Lebensregeln“ nicht selber gesagt hätte: „Fliehe die Wollust, die nicht allein den Körper, sondern auch den Geist schwächt. Beweise, daß du Herr deiner selbst bist. Halte alle sinnliche Liebe, sobald sie von der geistigen gesondert ist, für unerlaubt, des Menschen unwürdig. Suche deine geistige und sinnliche Natur so viel möglich in Harmonie zu bringen. Beredle deine Sinnlichkeit.“ — Ueberhaupt erscheint Platen, außer dem fatalen Bereiche seines Hauskobolds, durchaus als ein Gemäßigter, der sich zwischen den Dingen fast überall ein gewisses juste milieu einzurichten weiß. Seine Liebe schwingt sich nur selten über das, unter den Poeten einmal conventionelle Verliebtsein hinaus; ja das formenselige Gefose seiner Gedichte erinnert häufig an die gute alte Zeit der Gleim'schen Ländeleien, die nur, anstatt des damaligen Schlafrocks, hier den persischen Kaftan oder eine Toga mit stolzem Faltenwurfe umgeschlagen haben. Sagt er doch bezeichnend selbst:

„Aus edlen Dichtern einen Vers zu singen,  
 Gestreckt ins Gras, wo laute Quellen schäumen,  
 An Rosenhecken, unter Lindenbäumen  
 Das Leben unbesorgt dahin zu bringen:

Im Mai die Stirn mit jungem Laub zu krönen,  
 Die lauen Nächte, bis es wieder taget,  
 Durch Weingenuß und Liebe zu verschönen:

Dies ist, und wenn mich auch darob verklaget  
 Ein Sittenrichter, der es will verpönen,  
 Das Einzige, was meinem Sinn behaget.“

Eine ähnliche Mitte hält auch seine politische Gesinnung. Von den großen Begebenheiten seiner Zeit, von der französischen Julirevolution (Ode an Karl den Zehnten) und dem Unglück Polens (Polenlieder) nicht unberührt, entflammt das letztere seinen Zorn gegen Rußland, der aber, z. B. im „Reich der Geister“, häufig schon wieder in krankhaften Haß umschlägt. Vorzüglich als Bollwerk gegen den barbarischen Osten wünscht er, nicht ohne Sympathien für das neue Frankreich, einen deutschen Kaiser, so wie eine freie Entfaltung des geistigen und Volkslebens in Deutschland, und Preußen soll den Banner dieser Freiheit erheben („An einen deutschen Staat“). Aber, noch ganz verschieden von seinen Nachfolgern in der politischen Poesie, will er jene Freiheit keineswegs zerstörungswüthig und gewaltsam über den Trümmern aller Geschichte aufpflanzen, er redet vielmehr den König von Baiern an:

„Allein wie sehr Du Wünsche des Tags verstehst,  
 Nicht horchst Du blindlings jedem Geräusch, Du nimmst  
 Das Zepter, jenem Joseph ungleich,  
 Nicht in die weltliche Faust der Neuerung.

Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in Dir,  
 Du fühlst verjährter Zeiten Bedeutsamkeit,

In's Wappenschild uralter Sitte  
Fügst Du die Rosen der jüngsten Freiheit."

Noch weniger mochte er die beliebte Scheere einer, Alles planirenden Gleichheit:

„Konnt' ich doch sonst mich auferbaun,  
Den lust'gen Lauf der Welt beschaun,  
Nun hör' ich die politischen Schellen  
Mir ewig vor den Ohren gellen,  
Das Kleinste seh ich zu Höchst sich schwingen,  
Als wolle der Staat die Welt verschlingen! —

Doch was die Zeit uns auch verspricht,  
Natur! versteige du nur nicht!

Du Mächtige, Mannigfache, Reiche,  
Versinke nicht in's flache Gleiche!

Doch du hast niemals mit beschworen  
Den Aberwitz beschränkter Thoren,

Du strebst nie, daß Eins wie's Andre,  
Und gönnst, daß jeder in Frieden wandre;

Den Weisen hüllst du in dein Licht,  
Und giebst dem Schaf ein Schafsgesicht;

Der Mittelmäßigkeit Gewühle

Reibst du zu Staub auf deiner Mühle,

Und rufest, zu schalten weit und breit,

Das Große hervor von Zeit zu Zeit."

Dieselbe, etwas nüchterne Wählichkeit zeigt endlich auch sein religiöser Standpunkt. Er hat zwar eine Christnacht, ein Osterlied u. s. w. gedichtet; aber wie vornehm und marmorkalt ist das Alles gegen Novalis' geistliche Lieder! Man sieht wohl, er strebt auch in diesem Reiche nach einem leidlich befriedigenden Gleichgewicht, in der Schwebe zwischen den extremen Meinungen; nur daß ihm hier, wo es am wenigsten auf ein formales Zurechtlegen ankommt, die Lösung auch am wenigsten gelingen konnte. Es ist im Grunde doch

nur eine gemachte Vernunftreligion mit halb christlicher, halb pantheistischer Färbung. Doch lassen wir ihn auch hier für sich selbst sprechen: „Deine Religion — sagt er in seinen Lebensregeln — sei die der Vernünftigen. Sie bestehe im Glauben an die große, Alles durchdringende Seele, deren Körper wir die Welt nennen; im Glauben an eine Vorsehung, deren lenkende Gegenwart alle Vorfälle deines Lebens dir unverkennbar beweisen.“ — „Denke aber deshalb nicht verpflichtet zu sein, dasjenige als wahr anzunehmen, was dir von den Menschen überliefert worden. Sobald du einmal die Vernunft unterdrücken mußt, so hat dein Glaube weder bestimmtes Ziel, noch Gränze.“ — „Die Vorsehung zu glauben, die du niemals körperlich erkennen kannst, ist der Beschränktheit deiner menschlichen Natur angemessen; aber denke nicht, Gott könne fordern, daß du Dinge anerkennst, die dem gesunden Verstande widersprechen, den er dir gab, durch den du ihm angehörst.“ — „Droht ein Unfall dich in die tiefe Schwermuth der Verzweiflung hinabzustößen: ermanne dich an deiner göttlichen Natur. Was könnte den zu Boden schlagen, dessen Wille frei ist, und Keinem unterworfen?“ — Seltsam! die Freiheit des menschlichen Willens soll also überall genügend sein, und dennoch eine Vorsehung alle Vorfälle unseres Lebens lenken. Wir sollen nichts anerkennen, was dem gesunden Verstande widerspricht, und doch eine höhere Leitung annehmen, die wir körperlich (das heißt doch wohl mit unserem irdischen Verstande) niemals zu erkennen im Stande sind; wir sollen also gleichsam dem Verstand glauben; wir sollen nur unserer Vernunft folgen, und doch soll, nach einer andern Lebensregel, diese Vernunft, ein Ausfluß des Weltgeistes, zuweilen irren können, weil sie auf eine unbegreifliche Weise mit dem Körper vereinigt und

von ihm beschränkt sei. — In der That, ein solches juste milieu zwischen lauter Widersprüchen wäre das Allerunbegreiflichste, und Platon hat gar nicht unrecht, wenn er weiterhin sich selbst die Regel stellt: „Sogenannte Religionsstreite führe niemals, und breche das Gespräch ab, sobald man dir Gelegenheit dazu geben möchte.“

Bei dieser confusen Nüchternheit ist wenigstens das consequent, daß er auch im Christenthum kein übersinnliches Geheimniß, sondern nur eine ganz löbliche Sittenanstalt, und in Christus nur „den Mann der Weisheit erkennt, den die Welt dankbar den Erlöser nannte.“ „Ehre im Christenthum, sagt er, die Reinheit seiner Moral und Alles, was geehrt zu werden verdient. Ehre in seinem Stifter, was dir bei einem Platon oder Marc-Aurel Bewunderung ablockt, und noch mehr als dies. Er fühlte mehr, was das schwache Menschengeschlecht zumeist bedürfe — feste Bestimmung seiner schwankenden Meinungen, untrügliche Aussichten. Er glaubte sich berechtigt und berufen, dasjenige im Namen der Gottheit selbst zu verkündigen als gewiß und unfehlbar, was er in seiner großen Seele für wahr und unumstößlich hielt; nämlich daß alles Gute gute, alles Böse aber endlich böse Früchte erzeugen müsse. Gewiß wurden viele jener Dogmata, die späterhin seine Jünger und deren Nachfolger ausbreiteten, niemals von ihm beabsichtigt.“

Dasselbe ungefähr, was er hier mit dürren Worten sagt, hat er gleichzeitig (1817) in dem Schwanke: „Die neuen Propheten“ poetisch dargestellt. Zwei Verstorbene: ein Orthodorer, als „Arme Seele“, den Canisius in der Hand, mit schäbigem Rock und sammtener Mütze und einem Scapulier am Hals, und ein „Rationaler“, mit englischem Frack und Tituskopf, treffen an der Himmelsthür zusammen, hinter

der sich Sanct Peter versteckt hat, um ihr Gespräch zu belauschen und darnach ihre Würdigkeit zu erkennen. Die sehr dumme „Arme Seele“ möchte nun nur für einen einzigen Tag der Teufel sein, um in dem wärmsten und größten Ofen die Philosophen zu braten. Sie will im Himmel die gute alte Zeit wieder einrichten, und erblickt die Welt nur

„als ein großes Theater,  
In der obersten Loge den heiligen Vater,  
Wir Priester bewegen an Schnuren und Ketten  
Auf der Bühne die Laien als Marionetten;  
Das Geheimste sogar, wir entziffern's leicht  
Durch's Sacrament der Ohrenbeicht';  
Loyola's Schaar treibt wiederum  
Die Knaben in ihr Collegium;  
Das Land durchzieht mit geistlichem Krame  
Die Krüdener als Aposteldame;  
Wie Manna regnen Stiftungen, Pfründen,  
Man fordert zehn Prozent für die Sünden,  
Man eilt, den bettelnden Mönchen die Wägen  
Mit Kälbern, Geflügel und Schmalz zu belegen;  
Viel Klosterbrüder sieht man wallen  
Mit Testamenten in ihren Krallen“ u. s. w.

Der Rationale dagegen, dem

„Der Hader der Partei'n besleckt  
Die Seele nie, die den Pöbel verachtet  
Und nach erhabner'm Ziele trachtet“,

vergleicht die katholischen Heiligen, sehr zu deren Nachtheil, mit den menschheitbeglückenden Heidengöttern; die Dogmatik ist ihm eine eben so heilige als abgeschmackte Nuß, die niemand knackt, Priesterkniff der Pfeiler der Kirche. Er selbst aber glaubt ein Leben,

„das Alles belebt,  
Einen Geist, der durch alle Geister strebt,

Von allem Edeln, allem Wahren,  
 Von allem Großen und Wunderbaren,  
 Von Allem, was unsern Busen schwellt,  
 Ein Ideal auf dem Gipfel der Welt.  
 Und seh' ich die Morgensohn' erwachen,  
 Wenn der Frühling kommt, wenn die Gärten lachen,  
 Die Herde weidet, die Schwalben bauen,  
 Und ich wandle dahin auf den bunten Auen,  
 Wo das Hageröschen am wilden Stocke,  
 Wo der Thymian blüht und die Maienglocke,  
 Da zeigt mir der Teppich des reichen Gefildes  
 Den Abdruck jenes unendlichen Bildes.  
 Und ist das Abendroth spät verschwunden  
 Und nahen die stillen, die traulichen Stunden,  
 Und ich schaue hinaus, wie der Himmel glüht,  
 Wenn die Weltensaat dem Auge blüht,  
 Und wie sie im ewig geschloss'nen Kreise  
 Vollenden die weite, gewaltige Reise,  
 Da fühl' ich noch mächtiger deine Spur,  
 Erhabene Seele der großen Natur!"

Dabei bringt er Bücher mit, um den Himmel aufzuflären:

„Schon seh' ich im Geist, was diese Schriften  
 Für Leute befehren und Nutzen stiften:  
 Der heilige Augustin liest hinsür  
 Nur das Systeme de la Nature,  
 Ignatius läßt den frommen Verein,  
 Studirt sich in die Pucelle hinein;" u. s. w.

So werden beide Himmelsandidaten — und zwar, wie man sieht, ziemlich frivol — lächerlich gemacht, beide heißt Sanct Peter zuletzt in des Teufels Namen sich fortpacken, und das Ganze endet also, ohne Andeutung einer höheren Vermittelung der Gegensätze abermals in vornehmer Neutralität. Doch fühlt man überall die heimliche Sympathie des Dichters für den Rationalen heraus, ein Gefühl, das durch an-

dere Aeußerungen hinreichend bestätigt wird. Oder wer erkennt jenen englischen Frack mit dem Tituskopf nicht wieder, wenn Platen in Palermo ausruft:

„Aus jenen schönen Stirnen keimt  
Nie ein Gedank' empor:  
Auf jede hat ein Brett geleimt  
Der schnöde Pfaffenchor.  
Es hält ein ganzes Volk im Schach,  
Wer's täglich dreist beläugt“ —

wenn er dann in Rom sagt:

„Gern vermist sei, neben dem Heidengrabstein,  
Was so streng Rom jedem Verirrten weigert:  
Jenes Jenseits, das des Apostel goldner  
Schlüssel nur aufthut.

Führ't mich dorthin lieber, und sei's die Hölle,  
Wo der Vorwelt würdigen Seelen Raum ward,  
Wo Homer singt und der lorbeermüde  
Sophokles ausrüht.“

oder wenn er, in seltsamer Resignation, dem Poeten ein allzubefcheiden Theil vindicirt:

„Mögt an des Heiland's Seite dereinst ihr sitzen in Glorie,  
Oder den Gott anschauen, der sich entschleiert vor euch!  
Dichtern genügt das geringere Glück, auf Erden zu wandeln:  
Möcht' ich im Munde des Volks gehn von Geschlecht zu  
Geschlecht!“

Wir sind hier absichtlich ausführlicher gewesen, um deutlich zu machen, wie bei Platen schon die Romantik vom Geheimnißvollen zum Gemeinfaßlichen, vom Glauben zur Negation sich wieder zurückwandte. Die natürliche Folge davon war, daß dieselbe, nachdem sie Zweck und angeborene Waffen einmal verwechselt hatte, diese nun auch bald zerstörend gegen

sich selber lehren mußte. So sehen wir damals schon mehrere an sich romantische, und doch die romantische Richtung verspottende Komödien auftauchen, wie des witzigen und trockenen Ludwig Robert's „Cassius und Phantasus“ u. a. Und so ist auch in Platen's Oedipus der Krieg gegen die Romantik offen ausgebrochen, wo er, alle bisherigen Sympathieen und Intentionen umkehrend, in der Schlußparabase ausruft:

„Auch faselt mir nicht von der Ritterlichkeit altdeutscher und christlicher Dichtkunst,

Denn es bleibt sich Natur stets gleich und bewirkt durch Christen und Heiden dasselbe. — —

Nicht schreitet zurück deshalb, krankhaft

Dem Gewesenen hold, das lange vermorscht!

Abwendet das Ohr paradoxem Geschwäg,

Seid Männer und steht, mit dem Fuß vorwärts,

Unererschütterlich fest, sucht Wahres und lacht

Des romantischen Quarks,

Und erquickt das Gemüth an der Schönheit!“

Das sind die ersten Trommelwirbel zum Geschwindmarsch des modernen Fortschritts, oder, was ziemlich gleichbedeutend, zum Rückzug der Romantiker; denn die Stich- und Commandowörter hatten sich eins nach dem andern so rasch verwandelt, daß nun wieder Rückschritt hieß, was eben erst unter ihnen Vorwärts geheißen. Die protestantische Gesinnung, von dem jugendlichen Aufschwung einer begeisterten Zeit unversehens überrascht und verblüfft, erblickte, da sie allmählich wieder zur Besinnung kam, sich mit staunendem Entsetzen unter katholischen Fahnen, und dünkte sich nun nicht wenig damit, reformatorisch gegen einen selbstgemachten und erträumten Katholicismus zu rebelliren. Von jetzt ab sehen wir daher dort ein Zelt nach dem andern abbrechen, und heimlich

Uebergangsbrücken schlagen zur neuesten Literatur, und es macht fast den Eindruck, wie die plötzliche Stille eines verlassenem Kriegslagers, wo es noch vor Kurzem so bunt gewimmelt und fröhlich von Welteroberungen geklungen.

### H o f f m a n n.

So sehen wir jetzt die Romantik, nach ihrem geistigen Abfall, ihren Flug von der erstrebten und zum Theil wirklich erschwungenen Höhe unaufhaltsam immer rascher und tiefer bis zum Gemeinen wieder hinabsinken. Immer deutlicher und entschiedner löst sich das religiöse Element von der Phantasie, und weil diese, so isolirt, nothwendig in leere Spielerei oder Verzerrung versliegt, so zieht das religiöse Gefühl sich immer scheuer in sich selbst zurück, bis beide allmählich einander fremd und daher unbequem und störend, ja zuletzt feindlich gegenüberstehen. Die daraus entspringende innere Ungenüge, um so stechender, je schärfer die Berklüftung hervortritt, wird nun, wie wir oben nachgewiesen, gar bald zur Zerrissenheit, bis dann auch das Bewußtsein jener Ungenüge schwindet, und diese endlich nur noch als ein bloßes ästhetisches Kunststück wohlgefällig sich selbst bespiegelt.

Das treffendste Bild dieses Ausganges bietet Hoffmann dar. Glimpf und Schimpf, Verstand und Uberschwänglichkeit, Grauen und schallendes Gelächter, Rührung und ironischer Hohn ringen und fressen hier, wie die bekannten beiden Löwen, einander in der Verzweiflung wechsel-